

Nr. 52. **Posen, den 30. Dezember.** **1894.**

Sylvesterzauber.

Humoreske von Paul Zunk.

[Nachdruck verboten.]

Auf dem Bahnhofe des kleinen Garnisonstädtchens K. standen am Abend des 31. Dezember 1886 mehrere junge Offiziere, um ihren Kameraden Bruno von Teupitz, der seinen in P. wohnenden Vater zu Neujahr mit seinem Besuche überraschen wollte, das Abschiedsgeleit zu geben. Es war kein freundliches Wetter, und die jungen Leute zogen die Mantelkragen höher, als sie in die von schneidendem Zuge erfüllte Bahnhofshalle traten, dennoch waren sie in bester Stimmung. Nur wer den Lieutenant von Teupitz schärfer anblickte, konnte wahrnehmen, daß seine Lustigkeit nicht ganz echt war.

„Na, Teupitz," rief der Lieutenant von Grochow, „wie war denn der Abschied von ihr? Drei Tage Trennung sind ja eine kleine Ewigkeit für Liebende!"

„Gewiß nicht ohne Thränen abgegangen, wie?" warf Lieutenant Plessen ein. „Zu Gott Amors Werkzeugen gehören ja außer Pfeil und Bogen auch Feuer und Wasser!"

Lieutenant von Teupitz erhob abwehrend seine Hand. „Eure Schadenfreude paßt recht zu meiner Stimmung, Kameraden, und . . . ."

„Wie, was?" riefen letztere, „erkläre Dich näher!"

„Jetzt nicht!" antwortete Bruno, „aber Ihr werdet bald mehr hören! Vorläufig Diskretion!"

„Ehrensache!" antworteten die Freunde lachend. In diesem Augenblicke ertönte ein langgezogener Pfiff und gleich darauf wurden die glühenden Augen der Lokomotive sichtbar, die schnaubend und ächzend, hinter sich eine lange Wagenreihe, in die Bahnhofshalle einfuhr.

„Station K.!" riefen die Schaffner, „eine Minute Aufenthalt!"

Hier und da wurden Coupeethüren aufgerissen und zugeschlagen. Mit kräftigem Händedrucke verabschiedete sich Teupitz von den Freunden und sprang dann in ein Coupee zweiter Klasse, welches der Schaffner sofort hinter ihm schloß. „Auf Wiedersehen im neuen Jahre!" — „Auf Wiedersehen!" Grüßend fuhren die Hände an die Mützen, dann dampfte der Zug davon.

* * *

Kaum allein, seufzte Bruno von Teupitz tief auf und der eben noch scheinbar so lustige Zug in seinem Gesichte verschwand.

„Verteufelte Geschichte!" murmelte er dann vor sich hin und zupfte unmuthig an seinem blonden, ihn vortrefflich kleidenden Schnurrbärtchen. „Die ganze Sylvesterstimmung verdorben durch die kleine Katze! Endlich, wo ich am Ziele zu sein glaubte, schlägt mich dieser Eisen fabrizirende Geldsack um eine gewaltige Nasenlänge und fischt mir meine kleine Göttin weg. Hm! Hm! Wäre eine ganz famose Partie gewesen! Jung, hübsch und gute Familie! — — Ich glaube, habe ihr ziemlich tief in die Nixenaugen geblickt und bin auch ihr nicht ganz gleichgültig geblieben. Auf jedem Balle, bei jeder Spazierfahrt mußte ich ihr Kavalier sein und jeden Tag von den Kameraden hören: „Na, wann ist die Verlobung?" — — Da erscheint plötzlich dieser fade Eisenfabrikant auf der Bildfläche, erhält als Kompagnon von Anny's Vater auf der Stelle Zutritt zu der Familie und — die Hand der Tochter. Heute Abend schon Verlobung, und ich — ich bekomme den Abschied! Elendes Leben!"

Der junge Mann sprang auf, zündete sich eine Cigarre an und trat an das Wagenfenster, welches er herabließ. Er schaute hinaus, um seine erhitzte Stirne zu kühlen. Aber die Luft war dem jungen Hitzkopfe viel zu mild, zu seiner Stimmung hätte besser Schnee und Sturm gepaßt und ärgerlich ließ er sich wieder in die Polster des Coupees fallen. Wenn er sich von dem Genuß seiner Havanna eine besänftigende Einwirkung auf seinen erregten Gemüthszustand versprochen hatte, so sah er sich auch in dieser Hoffnung getäuscht, denn die Wolken wollten nicht fliehen. Eine Weile saß er in finsterem Hinbrüten, dann sprang er abermals auf, sah durch das Fenster und bemerkte in der Ferne einen bläulichen Schein am Abendhimmel. Das war der Ostbahnhof von Berlin. Nun hatte seine Reise bald ein Ende und es galt, bei Zeiten in eine andere Stimmung zu kommen, um bei der Ankunft im Vaterhause in P. nicht aufzufallen. — Bald war der im Scheine des elektrischen Lichtes erstrahlende Bahnhof erreicht; eine große Anzahl Reisender verließ den Zug und dieser fuhr langsam auf den für den Externverkehr bestimmten Geleisen der Stadtbahn über die hohen Viadukte, durch welche das Leben der Hauptstadt, trotz der elften Abendstunde, noch mächtig pulsirte, dicht vorüber an den Häusern, hinter deren erleuchteten Fenstern sich manches Bild gemüthlichen Familienlebens zeigte. — —

Bruno lehnte sich in den Sitz zurück und versenkte sich nochmals in sein kurzes Liebesidyll. Und wie er daran dachte, daß er Anny wirklich geliebt und diese nur mit ihm kokettirt hatte, da faßte ihn schließlich heller Zorn. Er griff in seine Manteltasche, zog ein kleines Couvert daraus hervor, in welchem sich sein mit dem Abschiedsbriefe Anny's zurückgesandtes Porträt befand, riß das Ganze mitten durch und warf die Stücke aus dem Fenster.

„Weg mit den alten Erinnerungen!" sagte er resignirt, „morgen ist Neujahr und neues Leben bringt neues Hoffen!"

Bruno fühlte sich wieder als Herr der Situation, eine gewisse Festigkeit kam über ihn, und ruhiger, als er die Reise angetreten, beendete er sie bald darauf, rechtzeitig genug, um noch den Anbruch des neuen Jahres fröhlich im Vaterhause zu feiern.

* * *

Am selben Abend saß in dem elegant ausgestatteten Hinterzimmer eines am Alexanderplatze in Berlin in der Nähe der Stadtbahn gelegenen Hauses Adelheid v. Sperber, eine junge, im glücklichen Alter des Backfischchens stehende Dame, mit üppigem braunem Haare, braunen Augen und einem schalkhaften Mündchen in dem klugen Gesichte. In ihrer Gesellschaft befand sich Karoline, ihre ehemalige Amme, welche jetzt in Gemeinschaft mit einem alten Diener die Häuslichkeit des verwittweten Obersten von Sperber verwaltete. Der alte Herr war auch heute am Sylvester, von seinem Diener begleitet, in seinen Klub gegangen, wo er sich allabendlich mit seinen Freunden zu treffen pflegte.

Um sich die Zeit zu vertreiben, verfiel Adelheid auf den Gedanken, das Schicksal zu befragen. Die alte Karoline war ihr darin eine erfahrene Lehrmeisterin. Zuerst legte sie ein Päckchen Karten vor sich hin und begann daraus ihrem Fräulein die Zukunft zu prophezeien. Dann unterwies sie ihre junge Gebieterin, mit Hülfe eines Fingerhutes aus Salz kleine Häufchen zu bilden und schöpfte aus dem Umstande, daß ihr Salzsäulchen immer umfiel, die Gewißheit ihres im nächsten Jahre bevorstehenden Todes. Als sie dann sehr nachdenklich eine kleine Quantität Blei in einem Löffel auf der Spirituslampe schmolz und das Gegossene in eine Wasserschüssel tropfen ließ, zeigte sich ihre Phantasie in der Deutung dieser Figuren unerschöpflich. Die Alte verkündete dem Fräulein soeben, daß sie ein Herz gegossen habe und daß ihr in Folge dessen der Brautstand im nächsten Jahre erblühen werde. Adelheid lachte hell auf, als plötzlich die Aufmerksamkeit beider durch ein leichtes Geräusch im Nebenzimmer erregt wurde.

„Sieh einmal nach, Karoline!“ befahl Adelheid.

„Ach, Fräuleinchen, ich traue mich nicht . . . Das hat gespukt!“ antwortete die alte Dienerin, sich schüttelnd. „Aber wenn Sie nachsehen wollen . . .“

„Schon gut,“ sagte Adelheid, ergriff die Lampe und schritt, nicht ohne leises Zagen, dem Nebenzimmer, ihrem Schlafgemache, zu. Als Tochter eines Soldaten war sie in einer gewissen Abhärtung auferzogen; kein Wunder also, daß noch spät am Abend die Stubenfenster offen standen. Adelheit leuchtete mit der Lampe umher und fand auf dem Fußboden in der Nähe des Fensters ein Stückchen starkes Papier, welches sie bei näherer Betrachtung als das Fragment einer Photographie erkannte.

„Ach, welch' hübscher Offizier!“ rief Karoline, welche ihre Furcht abgelegt hatte und näher getreten war. „Sehen Sie, Fräuleinchen, daß das Bleiherz richtig prophezeit hat! Sie werden im neuen Jahr Braut, passen Sie auf! und der hübsche Offizier wird Ihr Bräutigam!“

„Ach, Unsinn,“ erwiderte Adelheid, welche inzwischen das zerrissene Bild nach allen Seiten betrachtet, und dabei auf der Rückseite den Namen „Bruno“ gelesen hatte. Bild und Name interessirten sie jedoch mehr, als sie merken ließ. Sie verließ das kalte Zimmer und begab sich wieder in ihr trauliches Boudoir zurück, wo Karoline das Gespräch von vorhin wieder aufnahm.

„Nee so was, nee so was! Das geht nicht mit natürlichen Dingen zu. Wie kommt das Bild in Ihre Stube, Fräuleinchen, und gerade zu Sylvester? Wie gesagt, das hat was zu bedeuten! Bei mir zu Hause, als ich noch jung war, — ach, es ist lange her! — da haben wir Mädchen in der Thomasnacht ein Bettbrett getreten und dazu gesprochen:

„Bettbrett ich tritt dich,
„Heil'ger Thomas ich bitt dich,
„Laß mir heut' Nacht erschein'
„Den Herzallerliebsten mein!“

Träumten wir dann von einem jungen Burschen in der Nacht, so war der unser Zukünftiger. Sie haben es noch besser, Fräuleinchen, Ihnen wirft der heilige Sylvester gleich den Liebsten in die Stube.“

„Aber so laß doch endlich diese Thorheiten!“ wehrte Adelheid der gesprächigen Alten, „da ist gar nichts zu verwundern. Seitdem die Stadtbahn so dicht vor unserem Hause vorüberfährt, ist es doch schon oft Dein Aerger gewesen, daß aus den Coupees der Eisenbahnwagen Papierschnitzel und Obstkerne in unsere saubere Zimmer geflogen kamen. Du kannst Dir also leicht zusammenreimen, Karoline, wie das Bildstückchen da hereingekommen ist. Irgend ein Reisender hat es achtlos aus dem Fenster geworfen und der Wind hergeweht.“

„Schadet nichts, Fräuleinchen, ich lasse mir nicht ausreden, was ich denke. Der junge Offizier ist Ihnen bestimmt. Doch“ — unterbrach sie sich — „es schlägt ja schon zwölfe!“

„Ja,“ sagte Adelheid, „es ist Zeit, daß Du zu Bett gehst. Ich werde Papa allein erwarten.“

Karoline wünschte ihrer Herrin ein glückliches neues Jahr und verließ, ihr Gute Nacht sagend, das Zimmer, in welchem Adelheid gedankenvoll zurückblieb.

„Wo nur wieder Papa bleibt! Abend für Abend läßt er mich allein und selbst heute, wo Jeder in seiner Familie bleibt, um mit ihr das neue Jahr zu begrüßen, läßt er mich hier einsam sitzen. Als Mama noch lebte, da war es doch schöner! — — — Aber ich will mich nicht länger wie ein Kind behandeln lassen. Ich bin 17 Jahre und will auch etwas erleben! Meine Freundin Käthe, die einen Monat jünger ist, ist gar schon verlobt und ich, ich kenne keinen weiter, als Papas alte Freunde.“

Mechanisch griff sie nach dem auf dem Tische liegenden Bilde. „Ein hübscher Mann! Wer mag er sein? Ob ihn das Schicksal nicht doch für mich bestimmt und Karoline Recht hätte? Thörichter Aberglaube! — — Und doch wieder — wie poetisch wäre der Gedanke, durch ein Spiel des Zufalls den Geliebten zu erhalten! Wo mag er weilen? — Ich möchte ihn wohl kennen lernen. — Ob ich ihm gefallen würde?“ Sie ergriff die Lampe nnd trat vor den Spiegel. „Was könnte er wohl auszusetzen haben an mir? Fürwahr, mein Wuchs ist nicht übel,“ summte sie vor sich hin. „Aber wo ihn suchen, wo ihn finden?“ — Lange sann Adelheid hin und her. Plötzlich rief sie: „Halt! jetzt hab' ich's! So wird es gehen! — Doch nun zu Bette!“

* * *

Die ersten Tage des neuen Jahres 1887 waren in's Land gegangen, das Weihnachts- und Neujahrsfest überall gebührend gefeiert und die Festurlauber wieder zu ihren Geschäften zurückgekehrt. Auch Bruno von Teupitz war wieder in seiner Garnison und saß eines Abends in der Weinstube des alterthümlichen Rathskellers von K., wo sich die Offiziere nach Beendigung des Dienstes öfters zu gemeinsamer Unterhaltung zusammenfanden.

„Wie hast Du Dich auf der Reise amüsirt, Bruno?“ fragte Lieutenant Plessen den Freund.

„O, ganz charmant,“ antwortete dieser. „Und was habt Ihr gemacht? Was ist unterdessen in K. passirt?“

„Hier soll bald die Hochzeit Deiner kleinen Göttin mit großem Glanze gefeiert werden.“

Bruno wurde von dieser Erinnerung unangenehm berührt und war seinem Freunde von Grochow aufrichtig dankbar, als dieser ihm ein Zeitungsblatt, in dem er bis jetzt gelesen hatte, hinüberreichte und rief: „Hast Du schon gelesen, Bruno? Das kann nur Dich angehen!“

Schnell nahm Bruno dem Freunde die vor Kurzem aus der Hauptstadt eingetroffene Morgen-Zeitung aus der Hand und las im Anzeigentheile folgende Zeilen:

An Bruno!
Ein Spiel des Zufalls sandte mir Dein Bild
In Sankt Sylvesters Nacht. — Was mag's bedeuten?
D'rum frag' ich, ist, der es verlor, gewillt
Das seltsame Ereigniß mir zu deuten?
Ist er bereit, so bitt' ich freundlich ihn
Zu schreiben: „A. v. S., Hauptpost Berlin.“

Mit steigendem Interesse hatte Bruno die wenigen Zeilen gelesen. „Kein Zweifel, die Verse beziehen sich auf mich, und zwar betreffen sie eine kleine Episode meines Lebens, die hier in K. ihren Anfang nahm, und auf meiner Durchreise in Berlin ihr Ende erreichte.“ Und nun erzählte Teupitz den Kameraden sein kurzes Liebesidyll, wie er sich über den Ausgang desselben auf der ganzen Reise zu seinem Vater geärgert und schließlich in dieser Stimmung sein Bild zerrissen und es aus dem Waggonfenster geworfen habe, worauf dasselbe jener Unbekannten in das Fenster geflogen sein müsse.

Die Freunde beglückwünschten Teupitz und meinten, das merkwürdige Zusammentreffen sei der Wink des Schicksals, den

er auf alle Fälle befolgen müsse, da es jedenfalls beabsichtige, ihn für seinen ersten Verlust zu entschädigen. „Es lebe die schöne Unbekannte!“ riefen sie und stießen mit ihren Weingläsern zusammen. —

Noch am selben Abende setzte sich Bruno in gehobener Stimmung an seinen Schreibtisch und entwarf auf jene Zeilen eine Antwort, welche wohl einen günstigen Eindruck auf die Empfängerin gemacht haben mußte, denn nach wenigen Tagen schon konnte Bruno auf seinem Postamte ein Briefchen von ihr in Empfang nehmen, dessen schalkhafter Inhalt sein Herz höher schlagen machte. Er antwortete und es entspann sich ein regelmäßiger Briefwechsel, der immer wärmer wurde und zu beiderseitiger Ueberraschung in vielen Dingen eine auffallende Harmonie der Ansichten und Gefühle zeigte. Seiner Unbekannten machte der anonyme Briefverkehr offenbar große Freude, Bruno dagegen hatte weniger romantische Neigungen und empfand vielmehr den Wunsch, die unbekannte Dame auch von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen.

Er bat sie also keck, im nächsten Briefe den Schleier der Anonymität zu lüften und ihm Gelegenheit zu weiterer Annäherung zu geben. Was er aber hinterher gefürchtet, trat ein. In mädchenhafter Scheu lehnte Adelheid dies Verlangen ab. „Möchte auch, was da wollte, folgen, sie würde aus dem Dunkel nicht heraustreten; könne sie sich doch jetzt schon den Uebermuth, mit einem unbekannten Herrn in Briefwechsel getreten zu sein, nicht verzeihen“ u. s. w.

Als kühner Sohn des Mars beschloß Bruno nun nicht länger zu parlamentiren, sondern die Festung, wenn möglich, mit Sturm zu nehmen.

Er ließ sich einige Tage Urlaub geben und reiste nach Berlin, nachdem er in den Postwagen des Zuges, in welchem er fuhr, noch einen Brief an seine Unbekannte geworfen hatte. In Berlin stieg er in einem kleinen Gasthofe ab und ging am nächsten Tage nach dem Hauptpostamte, um hier abzuwarten, ob er seine Korrespondentin nicht zufällig, wenn sie käme, seinen für sie bestimmten Brief abzuholen, treffen würde. Der junge Offizier hatte, um nicht aufzufallen, Zivilkleidung angelegt und mischte sich unter die Menge, welche auf dem Postamte ein- und ausfluthete. Bei dem naßkalten Märzwetter fiel ihm die Aufgabe des Wartens nicht leicht, aber sein heißer Wunsch, das Abenteuer endlich zu einem befriedigenden Schlusse zu bringen, von dem er sich für seine Person außerordentlich viel versprach, ließ ihn die Unbilden der Witterung und die Pein des Wartens verschmerzen. Er hatte schon bald zwei Stunden geharrt, da sah er eine in elegante Winterkleidung gehüllte junge Dame, die er vorher gar nicht bemerkt hatte, das Amtsgebäude verlassen und die Königstraße hinunter dem Alexander-Platze zueilen.

In angemessener Entfernung folgte er der Dame — denn nur diese konnte seine aus der Ferne Angebetete sein — und sah sie endlich in ein Haus treten, dessen Pförtner ihm einige Minuten später gegen ein gutes Trinkgeld verrieth, daß die junge Dame Adelheid, die Tochter des Obersten von Sperber, sei. Bruno fiel sogleich ein, daß die Briefe seiner Korrespondentin das Monogramm A. v. S. trugen und er demnach auf der richtigen Fährte sei. Am Nachmittage desselben Tages erschien Bruno noch einmal vor dem Hause, doch diesmal in voller Uniform, schritt sicher die Treppen hinauf, als sei er schon oft auf ihnen gegangen, und klingelte an einer Thür, an welcher ein Messingschild die Inschrift „v. Sperber, Oberst a. D.“ trug. Dem öffnenden Diener gab Bruno seine Karte und den Auftrag, ihn dem Obersten zu melden.

Verwundert rieb sich der alte Herr die Augen, als er den ihm unbekannten Namen las und gab zögernd den Befehl, den Herrn Lieutenant eintreten zu lassen.

Nach kurzer Begrüßung sagte Teupitz:

„Herr Oberst sind verwundert mich hier zu sehen ... Ich komme, einen mir gehörenden Gegenstand, der in Ihrem Hause verborgen ist, zu reklamiren ...“

„Alle Wetter!“ rief der Oberst, „wie kommt mein Haus zu dieser Ehre? Ich verstehe Sie nicht, mein Herr, erklären Sie sich näher!“

„Das soll geschehen, Herr Oberst! Ich fuhr jüngst auf der Eisenbahn an Ihrem Hause vorbei, als mir der Wind ein kleines Bild entriß und, wie ich noch deutlich sehen konnte, es in ein Fenster Ihrer Wohnung wehte.“

„Sie scherzen wohl, mein Herr,“ rief der Oberst unmuthig, „von diesem Vorgange weiß ich nicht das Geringste. Sie haben sich offenbar in der Adresse geirrt und ich möchte Sie bitten ... Doch halt!“ unterbrach er sich, „sollte Adelheid vielleicht? ... Entschuldigen Sie einen Augenblick!“ — Der alte Herr klingelte dem Diener und befahl ihm, das Fräulein herein zu bitten.

Bruno klopfte das Herz, wie er es noch nie gefühlt hatte! Jetzt mußte die Entscheidung kommen. Wie wird Adelheid deine Kühnheit berühren? Entweder ist alles gewonnen, oder alles verloren — Nicht lange währte es, da sprang Adelheid lustig herein, um nach dem Wunsche ihres Papas zu fragen. Als ihr dieser den Gast vorstellte und den Namen Bruno nannte, stutzte sie, erröthete tief, und wäre am liebsten gleich in die Erde gesunken. Nie hatte sie gedacht, daß ihr Scherz eine solche Wendung nehmen würde. . . .

Bruno hätte das liebe Mädchen, wie es da verlegen und scheu vor ihm stand, gleich in seine Arme schließen mögen und auch Adelheid, die mit einem Blicke bemerkt hatte, daß das vor ihr stehende Original, noch viel hübscher war, als das in ihrem Besitze befindliche Bild, fühlte ihr Blut heißer zum Herzen strömen.

„Dieser Herr,“ unterbrach der Oberst das kurze Schweigen, „glaubt in unserem Hause seine Photographie verloren zu haben. Weißt Du etwas davon, Adelheid?“

„Das kann schon ... Ich glaube fast, daß ...“ Weiter kam sie nicht, da nahm Bruno das Wort.

„Daß das Bild hier ist, weiß ich bestimmt. Aber nicht um es wieder zu erhalten, bin ich gekommen, sondern es vielmehr, da es nur ein Fragment ist, durch mein persönliches Erscheinen zu ergänzen. Gleichzeitig aber möchte ich mir erlauben, Sie, Herr Oberst, um die Hand Ihrer Fräulein Tochter zu bitten!“

Der Oberst starrte sprachlos den jungen Kriegsmann an, der seinerseits wieder zu Adelheid blickte und mit Entzücken eine freudige Bewegung auf ihrem Gesichte las.

Dann, einen Schritt vortretend, sagte er: „Erlauben Sie, gnädiges Fräulein, daß ich Ihrem Herrn Vater die kleine Geschichte erzähle?“

Und nun berichtete Bruno seine Erlebnisse auf der Neujahrsreise, die von Adelheid an den entsprechenden Stellen ergänzt wurden, erzählte von dem Briefwechsel, der ihm Adelheids glückliche Natur und liebenswürdiges Herz enthüllt habe, und bat dann nochmals den Vater um die Hand der Tochter.

„Oho, junger Freund,“ sagte der Oberst, dem zwar die jugendkecke Art des Lieutenants, zu seinem Ziele zu kommen, gefiel, „so schnell geht das nicht, halten mich wohl für einen jener Lustspielväter, die sogleich gerührt ihren Segen geben? Vor Allem, was sagt den mein Töchterchen dazu? Zur Strafe dafür, daß Sie hinter meinem Rücken Allotria getrieben, sollte ich mich wohl bedenken ...“

Adelheid schaute ihren Vater bittend an und dieser, der seinem Augapfel so leicht keinen Wunsch abschlagen konnte, sagte freundlicher: „Vorläufig bleibt der Herr Lieutenant zum Abendbrod hier und dann werden wir weiter sehen.“ — Bruno eilte auf den alten Herrn zu und drückte diesem dankbar die Hand ...

Drei Tage später las man in den hauptstädtischen Blättern:

Adelheid v. Sperber,
Bruno v. Teupitz.
Verlobte.

Die Bucklige.

Von Auguste Groner.

(Nachdruck verboten.)

Fast weinte Anna sich die Augen aus, als ihr Vater starb — und sie war um seinetwillen doch gezeichnet vor den Augen der Menschen, hatte sie doch von ihm die häßliche Gestalt geerbt, wenn ihr Rücken auch nicht ganz so unförmlich gekrümmt war, wie der seine. Dafür aber hatte er sie geliebt, so glühend und zärtlich, wie ein Vater sein Kind nur lieben kann. Und sie hatte neben dem häßlichen Rücken doch auch andere Dinge von ihm geerbt: sein warmes, feinfühlendes Herz, seinen klugen und lebhaften Geist und dazu von der längst verstorbenen Mutter zwei schöne, räthselvolle Augen und ein weißes, zartes Gesicht voll süßer Sanftmuth und überleuchtet von einem untrennbaren Liebreiz.

Nun stand sie allein. Wohl war sie durch das kleine Vermögen, das der Vater ihr hinterlassen hatte, aller Sorge enthoben, aber ihr Herz war warm und so schätzte sie sich überglücklich, als der Onkel Hofrath kam, um sie zu sich in sein Haus zu holen.

In der innigen Freude über die verwandtschaftliche Wärme, die er ihr entgegenbrachte, hatte sie den erschrockenen Blick gar nicht bemerkt, der aus seinen Augen ihr reizendes Gesichtchen traf, und nicht bemerkt, daß dieser Blick wieder ruhig wurde, als er über ihren verkrüppelten Körper niederwanderte. Ach nein! Anna war keine Gefahr für seine Töchter, dieses absonderliche Geschöpf, das vom Halse aufwärts einer lieblichen Fee — abwärts einem Kobold glich.

Als Anna einige Wochen unter ihren Verwandten gelebt hatte, erlosch in ihr das Gefühl, das sie für Hochachtung gehalten und das im Grunde nur Scheu war, Scheu vor dem Glanze in diesem Hause und Scheu vor seinen eigenartigen Bewohnern.

Die vornehme Tante, deren feines Benehmen nur so lange vorhielt als sie Bewunderer dafür hatte, war weder Mutter, noch Gattin, noch Hausfrau in dem Sinne, wie Anna sich alle diese höchsten Würden eines Weibes dachte; nicht die Vertraute und Beratherin ihrer Töchter, nicht die Theilnehmerin der Freuden und Leiden ihres Gatten, nicht die umsichtige, pflichttreue Lenkerin ihres Haushaltes.

Was war sie aber dann?

Eine Frau, wie viele. Eine Frau, welche die eine Hälfte ihrer Zeit damit hinbrachte, zu studiren, wie sie die andere Hälfte auf möglichst angenehme Art todtschlagen könne — eine Frau nach der Mode. Und wie die Mutter, so waren auch die Töchter. Dabei fehlte den Frauen dieser Familie der Kopf, um die geistlosen Nichtigkeiten ihres Lebens wenigstens mit scheinbarem Geiste zu inszeniren. Um aber doch zu sein, wie die Anderen, lebten sie also nach der Schablone und thaten, was bewährte Muster gethan. Das aber macht viel weniger Spaß als Mühe. Daher kam es, daß das Bischen gute Laune der drei Damen Null für Null aufging im Trott des mühsamen Modelebens und daß sie für ihr Daheim, für das Leben in der Häuslichkeit, nur Langeweile und Verdrossenheit erübrigten.

An Arbeit dachte man in diesem glänzenden Hause nicht; Pflichten schien es da nicht zu geben. Niemand forderte, Niemand erwartete etwas von dem Anderen.

Anna, die stets an Thätigkeit gewöhnt war, begann sich bald unbehaglich zu fühlen in diesem Trubel ewig geschäftigen Nichtsthuns. Mit verletzendem Staunen schaute die Hofräthin an der Gestalt des Mädchens nieder, als Anna sie um die Erlaubniß bat, in der Wirthschaft mithelfen zu dürfen. „Ich habe nichts dagegen, wenn Du eine Magd werden willst," sagte sie und las verdrießlich in dem Romane weiter, von dem sie in der bevorstehenden Abendgesellschaft reden wollte.

Anna eilte froh aus dem von einem betäubenden Parfum erfüllten Boudoir, darin die Eitelkeit wachte und die Langeweile brütete. Sie wollte helfen, wo es eben Noth thäte. Nun, es that überall Noth. Die Dienstleute selber waren froh, sich endlich unter einer Führung zu wissen. Gerne gehorchten sie Anna's Anordnungen, welche Bitten schienen und Befehle waren, denen sich Niemand widersetzen konnte.

Unvermerkt kam ein anderer, besserer Zug und Ton in das Haus, wenigstens in dessen unteren Regionen. Und Anna fühlte sich glücklich und — zufrieden in dem Bewußtsein, daß nun ihr Leben einen Zweck hatte und daß sie auf einem Platze stand, den sie ganz ausfüllte. Gerne ließ sie es sich gefallen, daß sie an den Empfangsabenden der Tante die Folie ihrer Cousinen abgeben mußte und das Aushängeschild für den Edelmuth ihrer reichen Verwandten. Auch that es ihr schon lange nicht mehr weh, wenn sie einem unbewachten Blick begegnete, der ihrem armen Rücken galt, und längst nicht mehr wohl, wenn sich ihrem schönen Gesichte ein anderes bewundernd entgegenneigte; wußte sie ja doch, daß jede Bewunderung, die man ihr zollte, sich in Bedauern verlor, und daß jedes Schmeichelwort, das man ihr zuflüsterte, in einem lauten oder stillen Seufzer verklang.

Sie wußte auch, warum die Tante den Schleier von der Lampe des Theetisches nahm, hinter welchem sie ihres Amtes waltete. Er hatte eben nur so viel Licht durchgelassen, um ihr schönes Gesicht zu beleuchten; bis zu ihrer mißgebildeten Gestalt war das Licht nicht gedrungen und eben diese mußte der Schwärmerei einiger junger Herren Einhalt thun, die sich noch allzuwenig mit Eleonore und Rosa beschäftigten.

Anna war sich völlig klar über ihre Lage und über die Wirkung ihrer Person. Wohl stimmte es sie zuweilen traurig, daß sie nicht war wie andere junge Mädchen, daß man sich ihr mit einer Zartheit näherte, die an Mitleid gemahnte. Und an Eines dachte sie oft: ob ihr der schönste Gewinn des Menschenlebens, die Liebe, versagt bleiben würde für immer.

Sie ahnte, daß jedes Menschenherz sich einmal der Liebe öffnen müsse — aber sie ahnte auch, daß ihr die Liebe nur Weh und Schmerzen bringen könnte. So begann sie sich vor der Liebe zu fürchten — während ihr dieselbe doch schon zu tief im Herzen keimte.

Ein immer häufiger erscheinender Gast im Hause ihres Onkels war ein junger Musiker, eine reich veranlagte Künstlernatur, ein tüchtig schaffender Kopf, einer, den nicht Alle verstanden, welche die Musik nur mit den Ohren hören. Wenigstens war es sicher, daß ihn im hofräthlichen Hause nur Eine verstand — die schöne Bucklige.

Bevor jedoch einer seiner Gedanken in Tönen vor ihr aufgeklungen war, bevor er von ihr, die selber bedeutende musikalische Begabung besaß, als Künstler gewürdigt wurde, hatte er als Mensch sich ihre ganze Seele zu eigen genommen. Zwar verrieth sie ihm durch keinen Blick, durch keinen Zug ihres Gesichtes ihr heimliches Empfinden, das ein mitleidiger Blick, ein spöttisches Lächeln zur unerträglichen Pein für sie gemacht hätte, während es, gut verborgen, immerhin ihrem Herzen wie eine Art verschwiegenen Glückes erschien . . .

Dann war es an einem Sommerabend.

Im Hause wurde musicirt. Rosa's klingende Soprantöne funkelten wie silberne Lichter auf dem dunklen Alt Leonorens. Es war ein ergreifendes Lied, das die Schwestern sangen — die Klage um eine Blume, die der Sturm gebrochen. Sie sangen es zum erstenmale und der junge Componist, welcher das Lied in Wort und Melodie geschaffen, begleitete sie.

Anna erhob sich leise und ging in den Garten hinaus. Ihr Herz hatte gar zu hörbar gepocht, und wider Willen waren ihr die Thränen gekommen. Das Lied that ihr weh — wie in letzterer Zeit Alles, was von ihm kam, die Sprache seines Mundes und seiner Augen, wie die Sprache seiner Kunst.

Sie fürchtete etwas Unbestimmtes, das machte sie nervös. Und auch jetzt erschrickt sie, als hinter ihr unter raschen Tritten der feine Kies erknirscht; sie wendet sich — und Er steht vor ihr, an den sie denkt in Tagen und Nächten. Leise hat er ihren Namen gerufen. Sie lächelt — es ist ein so höfliches Lächeln — fast scheint es, als möchte sie damit eine Schranke zwischen sich und der Absicht errichten, die sie aus seinen bewegten Zügen liest.

„War mein Lied denn gar so schlecht — daß Sie davonlaufen mußten?"

Sie schüttelte erschrocken den Kopf.

„So bin ich selbst es, dem sie ausweichen. Weshalb thun Sie das, Anna? Wissen Sie denn nicht, daß ich Sie lieb habe?"

Er sagt das mit so weicher, sanfter Stimme, und beugt dabei mit so innigem Blick sein Gesicht über das ihre.

Diesen Blick hat sie in ihren Träumen gesehen, in ihnen diesen Ton seiner Stimme gehört! Da ist es also nun, das Süße und Bitterste in ihrem Leben! Da ist sie, die Versuchung, die ihr das Herz umschmeichelt und der sie dennoch niemals folgen will, — niemals! Ihr Kopf ist kühl und gesund geblieben über ihrem heißen, wunden Herzen. Der da in schöner Jugendlichkeit vor ihr steht, das ist der Letzte, an den sie ihr armseliges Persönchen ketten möchte. Und während sie ihm, in ihre bitteren, leidvollen Gedanken versunken, regungslos in die Augen starrt, spricht er zärtliche Liebesworte zu ihr. Sie hört ihm mit dürstender Seele zu, sie wird ja durch ihr ganzes ferneres Leben von dieser Stunde zehren. Dabei aber denkt sie auch an Jean Paul's Ausspruch: „Das Weib liebt in einemfort, der Mann hat dazwischen zu thun!" Dieses vieldeutige „dazwischen zu thun haben", schwebt ihr unablässig vor Augen. Was kommen mußte, unabänderlich kommen, wenn sie der Versuchung in dieser Stunde erliegen würde — nein, das könnte sie nicht ertragen. Ihr Rücken hat nichts mit ihrem Herzen zu schaffen, sie möchte geliebt sein, wie irgend ein tannenschlankes Weib — oder — oder lieber einsam bleiben, anstatt zwei Menschen elend machen — ihn und sich.

Da athmet sie auf und streift sich mit ihrer Hand, die sie aus der seinen gewunden, das Haar aus der Stirne. Und mit ruhiger Stimme sagte sie: „Sie täuschen sich über Ihr eigenes Empfinden und über das meine. Im Bewußtsein meiner Gebrechen wußte ich die Liebe stets fern von mir zu halten. Und wenn es nicht so wäre, so würde mir eine mitleidige Freundschaft nicht genügen — denn etwas Anderes empfinden Sie nicht für mich. Und nun lassen Sie uns in das Haus gehen, ich habe zu thun."

Sie reicht ihm die Hand mit einem warmen, lieben Blicke. Verwirrt und schweigend steht er — und läßt sie an sich vorübergehen . . .

Bei der Abendtafel lobt der Hofrath die köstliche Mayonnaise, welche Anna soeben ihrem stillen Gegenüber, dem jungen Componisten, reicht.

„Habe ich fabricirt, Onkel!" lächelt sie mit dem heiteren, zufriedenen Stolze einer gelobten Köchin.

Sinnend blickt der junge Mann ihr in die glänzenden Augen. Ja — er muß sich getäuscht haben, so lächelt man nur, wenn das Herz ruhig ist, ganz ruhig.

Heute verabschiedet er sich früher als sonst. Gleich nach ihm entfernt sich Anna. Sie hat zu thun. Niemand frägt nach ihr und nach dem, was sie abruft. Und so weiß es auch Niemand, daß sie in ihrem finsteren Zimmer vor dem Lager in die Kniee bricht und unter bitterlichem Schluchzen das Gesicht in beide Hände drückt.

Dhohrnhamers letzte Heimkehr.

Skizze von Alfons de Resée. (Nachdruck verboten.)

„Dhohrnhamer, Dhohrnhamer, versucht den alten Herrgott nicht. 's wird 'ne bitterkalte Nacht heut! Fahrt lieber mit heim."

Der Bauer, an den diese Worte gerichtet waren, saß da mit einem rothen, weinglühenden Gesicht und lachte laut auf.

„Nein, hab' ich gesagt," rief er laut und bestimmt, „fahr' nach Haus', Peter, grüß' meine Alte und sag', ich komm' schon nach. Sie soll ihr'n Willen nun einmal nicht haben."

Der Knecht schüttelte den Kopf.

„Dhohrnhamer, ich soll nicht heimkommen ohne Euch, hat die Bäuerin gesagt, fahrt lieber mit."

„Potz Deubel noch mal," fährt Dhohrnhamer auf und schlägt mit der schwieligen Faust auf den Tisch, daß die Gläser tanzen, „hab' ich zu sagen oder die Bäuerin? Marsch! Fährst allein!"

„Na, denn behüt's Gott," ruft der Knecht nun unwillig und schlägt die Thür von draußen zu.

Gleich darauf hört man ihn schnell davonfahren.

Drinnen am Wirthstisch erhebt sich lautes Gelächter.

„Brav, Dhohrnhamer, so 's recht! Laß die Alte warten. Die Weiber müssen nicht immer Recht haben," ruft der Schulze und trinkt dem Bauern zu.

Dhohrnhamer lächelt wohlgefällig.

„Das will ich meinen. Kaum bin ich hier bei Euch, da schickt sie mir auch schon den Peter mit den Pferden nach, als ob ich den Weg nicht allein find'. Wer von Euch ließe sich das von seinem Weibe gefallen?"

„Keiner!" rufen sie alle wie aus einem Munde und schauen sehr entschlossen drein.

Dabei weiß der Dhohrnhamer aber doch ganz genau, welche feigen Memmen die Lunderper Bauern ihren Weibern gegenüber sind. Doppelt stolz sitzt er deshalb da und trinkt ein Glas nach dem andern, aus Freude, wieder einmal gezeigt zu haben, wie sich ein Mann benimmt. Er erzählt und prahlt und trinkt. Darüber wird es spät und später, aber er sitzt noch immer da, die Hand am Weinglase und trinkt und die Lunderper helfen ihm tüchtig. Allemal, wenn der Dhohrnhamer ins Dorf kommt, und das ist die Woche wenigstens zwei- bis dreimal, dann geht es beim Holjhenwirth hoch her. Er liebt heitere Gesellschaft, der Dhohrnhamer, weil's bei ihm auf dem Hofe keine giebt und heitere Gesellschaft findet er immer bei Joze in Lunderp, denn Dhohrnhamer ist selbst heiter und — zahlt gut. Das nutzen die Bauern aus.

Darüber, daß zu Haus beim Dhohrnhamer ein armes, blasses Weib mit sieben kleinen Kindern sitzt, das sich härmt und ängstigt, machen sie sich keine Sorge, wenn sie nur umsonst trinken und heiter sein können. Dies thun sie denn auch stets so lange — nun so lange — es ihre Weiber erlauben, und wenn der Dhohrnhamer erst alles bezahlt hat und lang ausgestreckt unter der Bank liegt und schnarcht, dann drückt sich einer nach dem andern heimlich fort. Erwacht dann der Bauer und ist allein, dann zahlt er nochmals und macht sich auch auf den Heimweg. Der Heimweg des Dhohrnhamers aber ist sehr weit und auch gefährlich. Immer längs der Düne muß man gehen am Bahndamm, über zwei Meilen. Aber das kümmert den Dhohrnhamer nicht. Er hat die Fahrt schon bei dem schrecklichsten Wetter gewagt, als wenn es ein Kinderspiel wäre, und ist noch immer glücklich davongekommen. Weit und breit erzählen sich die Leute von Dhohrnhamer und seinen waghalsigen Fahrten, und der Bauer ist nicht wenig stolz auf diesen zweifelhaften Ruhm. Wo's immer was zu wagen giebt, ist er voran und gewinnt. Vorher trinkt er sich aber erst immer gehörig Muth. — —

Auch heute erzählte er von seinen Abenteuern und wollte schier nicht aufhören mit Selbstlob. Die Bauern hören zu, nicken mit den Köpfen und — trinken. — Endlich aber wird ihm der Kopf schwer, und er verstummt. Sein Oberkörper sinkt auf die Tischkante — er schnarcht. Am Tisch wird es allmählich leer. Der erste, den sein Weib heim holt, mit einem „Donnerwetter", ist der Schulze. Still nimmt er seine Mütze und schleicht hinaus, die übrigen folgen langsam, immer einer nach dem andern.

Wie der Dhohrnhamer allein ist, nähert sich ihm der Wirth, um ihn nun wach zu rütteln.

„Dhohrnhamer, kommt mit nach oben, wenn ihr schlafen wollt."

Der Bauer reckte sich empor.

„Wie spät hast's, Joze?" fragte er halb schlafend.

„'s nah an eins," antwortete Joze.

„So spät? Gut, dann geh' ich nach Haus', oder soll ich bleiben?"

„Wie? Ihr wollt so spät noch nach Haus? In diesem Sturm geht's nicht, hört nur wie's heult, das könnt Ihr nicht wagen. Bleibt bei mir, 's ist rabendunkel da draußen."

Der schlaue Joze weiß genau, daß er den Bauern auf diese Weise am besten und ehesten los wird.

„Wo denkst Du hin? Das bischen Wind. Oho, da müßt ich nicht Dhohrnhamer sein; ich denk', Du kennst mich? Behüt's Gott."

Er greift nach seiner Mütze.

„Die letzten vier sind noch zu zahlen," bemerkt Joze.

„Die letzten vier? Ich dächt', die hätt' ich doch gezahlt?"

„Nein, nein — seht, hier steht's, ich weiß es ganz genau."

„So? Na — wenn Du meinst —! Da hast!"

Er zahlt nun zum zweiten Mal und geht hinaus in die stockdunkle Nacht.

Wie er draußen vor der Thür ist und der Sturm ihn anheult, bleibt er doch einen Augenblick stehen und sieht sich um. Ihm ist's, als ob ihm der Athem ausbliebe. — Ach, Unsinn! Vorwärts! Der Sturm heult, seine Füße stampfen im tiefen Schnee. Er drückt die Mütze über die Ohren und arbeitet sich vorwärts. Jetzt ist er am Ende des Dorfes. Wohin, rechts oder links, soll er umkehren? Nein! Er wendet sich nach rechts und geht — die falsche Richtung. Eine Weile dringt er vorwärts, dann bleibt er stehen, um sich zu orientieren. Er kann es nicht, — Schnee fliegt ihm ins Gesicht. Was nun? Ach, weiter! Irgend wo wird er schon hinkommen. Und so geht er dann und geht immer weiter und weiter, aber immer toller wird das Schneetreiben und immer ferner das Ziel. Auf einer Anhöhe steht er endlich wieder still. Neben sich hört er ein Rauschen. Das ist die Vechte, die an einzelnen Stellen nie zufriert. Wo ist er? Aha, jetzt weiß er's: Auf dem Eisenbahndamm, unter sich fühlt er die Schienen. Nun ist er geborgen. Wenn er die Schienen entlang geht, muß er wieder nach Lunderp kommen, aber in welcher Richtung soll er gehen? Auf gut Glück! Er schließt die Augen, dreht sich einige Male um sich selbst und schlägt die Richtung ein, die er gerade vor sich hat. Immer die Schienen entlang, er kann ja nicht fehlen. Wohin wird er kommen? Nach Lunderp? Gott weiß es! Zu einer menschlichen Wohnung muß er jedenfalls endlich gelangen. — Und so geht er dann wieder und geht und geht, eine Stunde, und noch eine und noch eine und immer noch. Aber kein Licht, keine Hütte will sich zeigen.

„Lieber Gott," seufzt er, „hast Du mich denn ganz verlassen? Weiter, weiter!"

„Gott sei Dank," ruft er endlich aus und athmet auf. Hinten, ganz hinten in weiter, unendlich weiter Ferne hat er ein Licht aufflammen sehen, ganz, ganz winzig klein und einen Augenblick nur, dann war's wieder verschwunden. Das war aber doch wenigstens ein Hoffnungsschimmer. Dort muß die Station sein. Also mit frischem Muth drauf los! Wieder geht er eine Weile in der Richtung des Lichts, das von neuem aufgetaucht ist. Aber er kommt ihm, wie es ihm scheinen will, um kein Haar breit näher, im Gegentheil, es ist, als ob ihn das Licht gleich einem Irrlicht äffte und sich immer vor ihm fortbewege.

„Großer Gott, führ' mich nach Hause zu meinem Weibe. Ach, warum fuhr ich nicht mit dem Pieter!"

Plötzlich bleibt er wieder stehen. Ein dunkler Schlund thut sich vor ihm auf. Was ist das?

„Ach," kommt es wie eine Erlösung aus seiner Brust. Ein Zeichen von Menschenhand! hier haben Arbeiter während der Nacht die Strecke für die Züge freigemacht. Das Licht mag von ihnen herrühren. Er befindet sich in einem Hohlweg. Von beiden Seiten ist der Schnee haushoch aufgethürmt. Nun muß er bald in eine von Menschen bewohnte Gegend kommen. Drinnen zwischen den hohen Schneemauern ist es verhältnißmäßig angenehm.

Das Schneetreiben hat nachgelassen, und hier weht der Wind ohnehin fast garnicht. Er ist müde, der Dhohrnhamer, sehr müde von dem langen Weg, deshalb geht er langsamer. Ein Zug kann nicht kommen, denkt er, es ist ja Nacht. Der Unselige hat in der überstandenen Angst vergessen, wieviel Stunden er umhergeirrt ist.

Die hohle Gasse scheint sich endlos zu dehnen. Des Dhohrnhamers Muth sinkt immer mehr.

„Soll ich denn garnicht mehr nach Hause kommen?" murmelte er zwischen den Zähnen. „Nur noch einmal erbarme Dich, mein Gott!" stöhnt er.

Er bleibt stehen, dreht sich um und sieht zurück auf den weiten Weg, den er gemacht. Wie lange würde er dazu gebrauchen, um den Weg durch die Gasse noch einmal zu machen? Eine Stunde gewiß! Er hebt den Blick zum nächtlichen Himmel auf. Die Wolken haben sich an einer Stelle etwas verzogen, und ein Sternlein lugt hervor. Ob das wohl sein Hoffnungsstern ist? Gewiß, — die Gasse muß ja gleich zu Ende sein, und die Station vor ihm liegen.

„Du sollst mich führen," flüstert er und faltet unwillkürlich die Hände — nach langer Zeit zum erstenmal — wie zum Gebet, aber er kommt nicht weiter.

„Allmächtiger Gott!" schreit er plötzlich entsetzt und dreht sich um. Dort, dort fauchen ihn zwei Feueraugen an. Ein Zug? Jetzt? Wohin? Mit tollster Fahrgeschwindigkeit kommt er dort um eine Kurve, und seine Lichte beleuchten gespenstisch den Schnee, — das Ende des Hohlweges. So nahe, so nahe. Ach, und er kann es nicht mehr erreichen — warum ging er nicht schneller. Zurück, zurück, jetzt — die Gasse hinunter. Er wendet sich, und mit Windeseile raste er dem anderen Ende des Hohlweges zu, aber vergebens, vergebens. Endlos, endlos dehnen sich die weißen Mauern, sie bedeuten sein Grab, sein Leichentuch — er ist verloren, rettungslos. Näher und näher kommt das Ungethüm hinter ihm her, so sehr er auch daher laufen mag. Immer kleiner und kleiner wird der Abstand, und immer näher, näher kommt der Tod, der entsetzliche Würger, so nah, so nah, daß er seine Eisenfaust schon zu spüren vermeint. Ach, und er möchte doch so gern, so gern noch leben, der arme Dhohrnhamer, mit seiner ganzen Liebe hängt er ja am Leben.

„Mein Weib, mein Weib, meine armen Kinder!" schreit er mit entsetzlicher Stimme auf, „wohin? wohin?" Und so jagt er weiter, wie ein gehetztes Wild, das den Tod schon auf den Fersen spürt. — Weiter geht die wilde Jagd. Seine Kräfte beginnen abzunehmen — o, wenn sie ihn doch nur jetzt, jetzt nicht verlassen wollten. Der kalte Todesschweiß gießt an ihm herunter, seine Zähne schlagen aufeinander, und seine Augen quellen aus dem Kopf. In den nächsten Augenblicken schon muß ihn die Maschine erfassen und zermalmen — jetzt, jetzt gleich.

„Hinauf," keucht er mit heiserer Kehle; seine Zunge ist verdorrt. Er springt zur Seite und versucht, die steile Wand empor zu klettern. Umsonst: er gleitet ab.

Einen Moment liegt er wie betäubt. Die Maschine hatte ihn auf eine andere Eisfläche geschleudert. Er ist im Wasser. .

Dhohrnhamer kann nur noch wimmern und mit ersterbender Stimme um Hilfe rufen. — Am liebsten möchte er jetzt hinsinken, der arme, todtwunde Mann, und sterben. Aber er muß nach Hause. Noch darf er sich nicht Ruhe gönnen, er muß sie noch einmal wiedersehen, sein armes Weib, seine Kinder.

Endlich, endlich sieht er Menschen. Arbeiter sind's, die einen Weg am Ufer vom Schnee geräumt haben. Er ruft sie an. Ein Mann kommt auf ihn zu und spricht zu ihm. Es ist der Schulze von Lunderp, der die Leute beaufsichtigt.

Dhohrnhamer erkennt ihn nicht mehr, und auch der Schulze kann den entsetzlich Zugerichteten nicht erkennen.

„Bringt mich nach Lunderp", röchelt der Schwerverwundete.

„Aber Mann, Ihr seid ja in Lunderp", erwiderte der Schulze.

„So bringt — mich nach — Hause, auf meinen Hof — ich — ich bin der Dhohrnhamer."

„Jesus, Maria", schreit der Bauer, „Dhohrnhamer, Du? Wie siehst Du aus? Kennst Du mich denn nicht mehr? Ich bin ja der Jörge!"

„Der Jörge, ja", wiederholt Dhohrnhamer mechanisch. „Bring' mich nach Hause, Jörge, — bitte — ich — sterbe sonst — ich bin so müde." Die letzten Worte flüsterte er nur schwach.

„Gebt ihm etwas Branntwein, Leute, er wird sich erholen."

Der Kranke schüttelt lächelnd den Kopf.

„Nein", sagt er und zeigt auf die Brust, „die Uhr ist entzwei — heute Nacht — bald ist sie — ab — ge — laufen.

Er wird unruhig.

„Siehst Du sie dort, Jörge? Rette mich, rette. Sie kommt, mich — zu erfassen, die Furie mit den glühenden Augen" — — Ein Blutstrom quillt ihm aus dem Mund.

Mit übergroßer Mühe schafft man ihn nach Lunderp und von da nach Hause. Aerzte werden gerufen, und der Sterbende wird noch einmal ins Leben gebracht. Noch einmal darf er seinem treuen Weibe in die Augen sehen, ihr die Hand drücken und sie um Verzeihung bitten, noch einmal seine Kinder küssen, dann ist's vorüber. — — —

Das war Dhohrnhamers letzte Heimkehr!

* **Einen Weltuntergang** hat bekanntlich Herr Falb zum 13. November 1899 in Aussicht gestellt, weil dann ein Zusammenstoß der Erde mit em Kometen vom Jahre 1866 erfolgen werde. Dergleichen „Untergänge“ ind schon öfter prophezeit worden. Zu der jetzigen Prophezeiung Falbs äußert sich der Direktor der Wetterwarte der „Kölnischen Zeitung“, Dr. Klein, in beruhigendem Sinne wie folgt: Es kann nicht fraglich sein, daß das Zusammentreffen der Erde mit einem Kometen möglich ist, ja, wenn unser Planet, wie nicht zu bezweifeln, ein Alter von vielen Millionen Jahren besitzt, so hat er Zusammenstöße mit Kometen gewiß schon erlebt. Solches kann auch in der Zukunft geschehen, aber niemand ist im Stande, vorauszusehen, wann ein derartiges Ereigniß eintritt, da niemand einen Kometen kennt, der mit der Erde zusammenstoßen müßte. Der jetzt in Rede stehende Komet wurde von Tempel im Jahre 1866 entdeckt, aber wie man später fand, ist er schon im Oktober 1366 von den Chinesen beobachtet worden Seine Bahn um die Sonne hat sehr große Aehnlichkeit mit derjenigen des Sternschnuppenschwarms, dessen Meteore aus dem Sternbilde des Löwen kommen. Man hat daher angenommen, daß jener Komet und dieser Sternschnuppenschwarm in einer und derselben Bahn um die Sonne laufen. Was den Meteorschwarm anbelangt, so zeigte er sich in den Morgenstunden des 12. November 1799 als ungeheurer Sternschnuppenregen in Amerika.

Der Nordamerikaner Olmsted sammelte alle gemachten Wahrnehmungen und kam durch eine sehr scharfsinnige Untersuchung zu dem Schlusse, daß die Meteore von außen in unsere Lufthülle eingedrungen sein müßten, weil sie sämmtlich aus einem Punkte im Sternbilde des Löwen kamen, der unabhängig von der Umdrehung der Erde war. Man hat deshalb diesen Meteoren den Namen Leoniden gegeben. Olmsted schloß weiter, es handle sich bei der Erscheinung um eine kosmische Wolke oder um einen periodisch wiederkehrenden Kometen. Nachforschungen in alten Berichten ergaben, daß auch in früheren Jahrhunderten in der Zeit vom letzten Drittel des Oktober bis Mitte November, wiederholt große Sternschnuppenfälle stattgefunden hatten, so besonders am 21. Oktober 1366 (nach altem Stil), ja bis zum Jahre 902 konnte die Erscheinung nachgewiesen werden.

Der Professor Newton in Nordamerika unternahm eine genaue Berechnung und wies nach, daß die Haupterscheinungen dieses Meteorschwarms nach Ablauf von je 33¼ Jahren wiederkehren.

Mit großer Gewißheit sagte er auf Grund seiner Untersuchungen für die Nacht vom 13. zum 14. November 1866 die Wiederkehr eines glänzenden Sternschnuppenfalles voraus. Die Vorausberechnung fand ihre vollste Bestätigung. Tausende von Meteoren durchsuchten während mehrerer Stunden die Atmosphäre, sie kamen alle aus dem Sternbilde des Löwen, und die höchste Entfaltung der Erscheinung zeigte sich kurz nach 2 Uhr morgens mittlerer Berliner Zeit.

Kurz nach diesem großartigen Sternschnuppenfalle zeigte Leverrier in Paris, daß der Schwarm der Leoniden aus dem Weltraum in unser Planetensystem eingedrungen sei und eine Umlaufszeit um die Sonne von 33¼ Jahren besitzen müsse; auch könne der Vorgang, durch welchen jener Schwarm in seine jetzige Bahn geworfen worden, zeitlich nicht sehr hinter der Gegenwart liegen, weil die einzelnen Meteore noch immer zu einer Wolke vereinigt seien, während sie nothwendig mit der Zeit sich über den ganzen Umfang der Bahn ausbreiten müssen. Im Jahre 1867 fanden endlich mehrere Astronomen fast gleichzeitig, daß die Bahn dieses Meteorschwarms die größte Aehnlichkeit mit der Bahn des von Tempel 1866 entdeckten Kometen besitzt. Jedenfalls ist die Rückkehr des Kometen und des Sternschnuppenschwarms für das Jahr 1899 zu erwarten, wobei die Zahl der Meteore des 12. bis 14. November auch schon ein paar Jahre früher größer als gewöhnlich sein dürfte. Das sind die Schlüsse, die sich aus der überschläglichen Betrachtung der Bahnverhältnisse des Meteorschwarms und seiner Erscheinungen sogleich ergeben. Von einer Berechnung ist dabei keine Rede, doch wäre eine solche im strengeren Sinne gerade bezüglich der 1899 zu erwartenden Erscheinung sehr nothwendig, denn die Bahn des Kometen und des Meteorschwarms hat in der Zeit von 1866 bis 1899 ziemlich beträchtliche Veränderungen erlitten. Es könnte daher wohl der Fall sein, daß der Hauptschwarm der Meteore 1899 der Erde nicht so nahe kommt, wie während der verflossenen hundert Jahre.

Sonach ist es völlig grundlos, von einer Berechnung des Weltunterganges oder auch nur von einer Berechnung der besonderen Erscheinungen des Sternschnuppenfalles um den 13. November 1899 zu sprechen.

* **Ein denkwürdiger Trinkspruch.** Die Herbsttage des Jahres 1842, die König Friedrich Wilhelm IV. am Rhein verlebte, gehören wohl zu den glücklichsten seiner an Enttäuschungen und Mißerfolgen leider so reichen Regierung. Hier, wo eine Fülle kirchlicher Baudenkmäler und die Trümmer verfallener Schlösser die Erinnerung an die glänzenden Zeiten des Mittelalters wachriefen, hier, inmitten einer lebenslustigen Bevölkerung, deren Herzen er durch die Macht seines Wortes und den Zauber seiner Persönlichkeit zu gewinnen wußte, legte er, umgeben von einer Schaar deutscher Fürsten, am 4. September den zweiten Grundstein zum Kölner Dom. Wenige Wochen später gab er in Schloß Brühl seinen fürstlichen Gästen nochmals ein Fest. Zuerst feierte er in Trinksprüchen die beiden anwesenden Helden des Befreiungskrieges, die Könige von Württemberg und Holland, dann, an die alte Waffenbrüderschaft erinnernd, den Erzherzog Johann, dessen Name „uns anwehe wie die Bergluft der Hochalpen“. Der Erzherzog dankte tiefgerührt und schloß etwa also: „So lange Preußen und Oesterreich, so lange das übrige Deutschland, so weit die deutsche Zunge klingt, einig sind, werden wir unerschütterlich dastehen wie die Felsen unserer Berge.“ Von Erzherzog Johann wußte man damals in Deutschland, namentlich in Preußen, nicht viel mehr, als daß er in morganatischer Ehe mit einer Postmeisterstochter verheirathet war. Die Legende bemächtigte sich sehr bald dieses Trinkspruches. Der alte Erzherzog gelangte ohne sein Zuthun in den Ruf eines liberalen hohen Herrn. Man erzählt allgemein, er habe gesagt: „Kein Oesterreich, kein Preußen mehr! ein einig Deutschland hoch und hehr, ein einig Deutschland fest wie seine Berge!“ Sechs Jahre später, als die Frankfurter Nationalversammlung auf Gagerns Vorschlag den „kühnen Griff“ that und einen Reichsverweser wählte, fiel die Majorität der Stimmen auf den österreichischen Erzherzog, für seine deutsche Gesinnung galt allgemein als Beweis sein mythischer Trinkspruch. H. v. Treitschke hat in dem vor kurzem erschienenen fünften Bande seiner deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert noch einmal nachdrücklich auf die Geschichte dieses Trinkspruches hingewiesen.

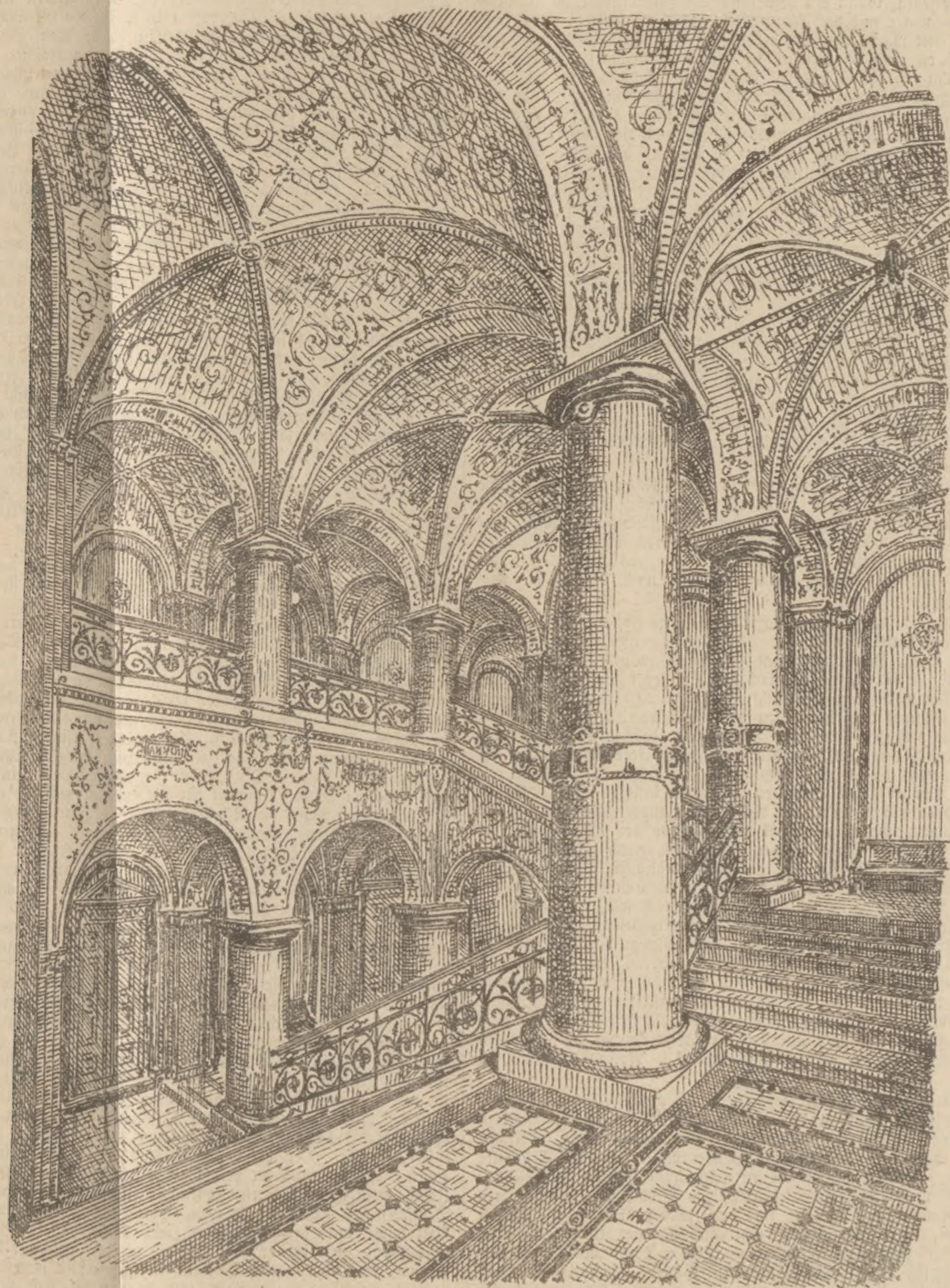
* **Der Sarg Alexanders des Großen.** In neuerer Zeit macht sich in Egypten wiederum eine Bewegung geltend, welche bezweckt, die Erlaubniß zur Oeffnung der unter der sogenannten Daniel-Moschee in Alexandrien gelegenen Krypta zu erhalten, in welcher man das Grab Alexanders des Großen vermuthet. Bekanntlich starb Alexander der Große in Babylon und sein Leichnam wurde gemäß seinem letzten Willen in einem goldenen Sarge nach Alexandrien überführt. Hier wurde der goldene Sarg später eingeschmolzen und durch einen gläsernen ersetzt, in welchem Alexander noch von verschiedenen römischen Feldherren gesehen wurde. Dann verscholl er auf längere Zeit, doch erhielt sich das Gerücht, daß der Leichnam in einem unterirdischen Gemache, dessen Stelle man genau bezeichnete, beigesetzt sei. Später wurde auf dieser Stelle eine Moschee, die oben erwähnte Daniel-Moschee, errichtet. Bei verschiedenen unterirdischen Arbeiten, welche hier ausgeführt wurden, wollen Arbeiter durch einen langen Gang in ein geräumiges Gemach gekommen sein, in welchem sie angeblich den auf einem Katafalk stehenden Sarg Alexanders des Großen gesehen haben. Zu mehreren Malen wurde von Archäologen versucht, in das Innere der Krypta zu dringen, doch scheiterten ihre Bemühungen stets an der Aufmerksamkeit der Wächter, da die Daniel-Moschee für eines der größten Heiligthümer Alexandriens gilt. Um allen unbequemen Nachforschungen ein Ziel zu setzen, ließ der Schech der Moschee den Eingang zur Krypta vor einigen Jahren zumauern, was indessen das Fortbestehen des Gerüchtes nicht hinderte. Jetzt haben sich, wie man dem „Pester Lloyd“ aus Kairo schreibt, mehrere Archäologen der Angelegenheit bemächtigt und wollen vom Khedive die Erlaubniß zur Oeffnung der Krypta erbitten. Wenn es auch vielleicht nicht der Leichnam Alexanders des Großen ist, welcher dort unten verborgen liegt, so darf doch wohl als zweifellos betrachtet werden, daß irgend ein Fund von archäologischem Interesse in der Krypta seiner Entdeckung harrt, und mit Rücksicht hierauf wäre es gewiß nur zu begrüßen, wenn der Khedive die erbetene Erlaubniß bewilligte. Ferner ist es aber auch — trotzdem die größere Wahrscheinlichkeit dagegen spricht — nicht unmöglich, daß sich der Leichnam Alexanders des Großen wirklich bis auf den heutigen Tag erhalten haben sollte. Wenn man die Ereignisse, welche sich im Laufe der Jahrhunderte in Alexandrien abgespielt haben, in Betracht zieht, so dürfte dies allerdings als ein ganz besonderer Glücksfall bezeichnet werden.

Aus Napoleons I. Zeit. Der „Eclair“ in Paris bringt einige interessante Auszüge aus Schriftstücken und Dokumenten über Napoleon I., die bisher noch nicht veröffentlicht worden sind und die zahlreiche Aufzeichnungen von der Hand des Kaisers selbst enthalten. Diese Schriftstücke stammen aus der bekannten Ashburnham-Sammlung; der englische Sammler hatte sie von dem Bücherdieb und Fälscher Libri, der sie dem Kardinal Fesch entwendet hatte, erworben; Napoleon selbst hatte sie dem Kardinal in einem versiegelten Karton übergeben, der heute noch die Spuren der Petschafte Bonaparte's und des Kardinals Fesch trägt. Nach dem Tode des Sammlers Ashburnham waren seine Bücher theils nach England, theils nach Frankreich und Italien verkauft worden; die erwähnten Napoleonischen Dokumente befanden sich unter den im Jahre 1884 von der italienischen Regierung für 585 000 Francs erstandenen Papieren und sind der Laurentinischen Bibliothek in Florenz überwiesen worden. Unter ihnen befinden sich zahlreiche von dem korsischen Rebellenchef v. Salizetti und vom Kriegsminister Lajard an Napoleon gerichtete Briefe. Der „Eclair“ giebt außerdem ein Schriftstück wieder, das Napoleon an den Konvent zur Vertheidigung Paoli's gerichtet hatte, der sich bekanntlich gegen die Republik nach der Hinrichtung Ludwig's XVI. empörte und später von Napoleon bekämpft wurde. Ferner sind auch unter diesen Papieren Bruchtheile der von Napoleon in früher Jugend geschriebenen Geschichte Korsikas gefunden worden, die man bisher gänzlich verloren glaubte, da bereits Lucien Bonaparte in seinen Memoiren beklagt, daß von ihnen nicht mehr eine Spur aufzufinden sei. Außerdem sind zahlreiche Entwürfe von Reden Napoleon's, die er in Volksvereinen und vor den Volksvertretern gehalten, der Entwurf zu einer Arbeit über das Königthum und zahlreiche politische und philosophische Aufzeichnungen des großen Korsen in dieser Sammlung vorhanden, die voraussichtlich bald von berufenen Geschichtsforschern mit den nöthigen Erläuterungen und Zusätzen der Oeffentlichkeit übergeben werden dürften.

* **Mit künstlicher Züchtung von Perlmuscheln** macht man gegenwärtig Versuche bei der nur wenige Quadratmeilen großen Thursday-Isle oder Donnerstags-Insel, an der großen Verkehrsstraße zwischen Australien und Indien, im äußersten Norden Australiens. Die Insel ist ein Hauptsitz der Perlmuschel-Gewinnung, einer Industrie, die einen wichtigen Posten in der Jahresbilanz der Kolonie Queensland füllt; im vergangenen Jahre betrug der Ausfuhrwerth der von dort aus verschifften Perlmuscheln bereits 2,131,000 Mk. Der jetzt veröffentlichte Bericht des dortigen Residenten giebt ein interessantes Bild der herrschenden Verhältnisse. Die Einwohnerzahl der Insel beträgt 1409 Seelen, darunter sind 651 Weiße (auch eine ganze Anzahl Deutsche), der Rest sind Malayen, Polynesier, Chinesen und Japanesen. Die Perlmuschel wird gewöhnlich aus einer Tiefe von 20 bis 25 Meter heraufgeholt, und zwar ist der Hauptschauplatz dieser Fischerei der sogenannte „alte Grund“, westlich von den Banksinseln gelegen; in neuerer Zeit hat man auch noch andere Muschelfelder aufgesucht, doch liegen diese zumeist in ungeheuren Tiefe, der Druck des Wassers, der in solchen Tiefen auf den Tauchern (meist Polynesier) lastet, führte im vorigen Jahre den Tod von nicht weniger las 24 Mann herbei. Unter gewöhnlichen Umständen werden die Lugger für eine längere Fahrt ausgerüstet, alle Monate kommen sie zurück, liefern ihren Fang ab und nehmen neuen Schiffsvorrath ein. Doch giebt es schon daneben eine Anzahl schwimmender Stationen, da die See in der Nähe der Thursdayinsel ziemlich ruhig ist. Der Unternehmer lebt dann auf einem verankerten Schuner in der Mitte des Arbeitsfeldes und allabendlich liefern die Boote ihren Fund ab, er hat hierbei den großen Vortheil, daß etwa vorhandene Perlen beim Oeffnen der Muscheln ihm selbst zufallen, was nicht unwichtig, da manche von ihnen einen Werth von 1000 bis 3000 Mark haben. Doch sind solche Funde immerhin selten; Tausende von Muscheln werden geöffnet, ohne daß sich eine Perle vorfindet. Im letzten Jahre sind interessante Versuche gemacht worden, die Perlmuschel künstlich zu züchten. 80 000 junge Muscheln wurden vom „alten Grunde“ nach einem zwischen der Prinz-Wales- und der Freitag-Insel gelegenen Felde gebracht. Ob die Muscheln die nöthige Reife erhalten und vor Allem ihren grimmigen Feinden, Oktobus u. s. w. entgehen werden, muß die Zeit lehren.

Vom neuen Stadthause in Posen.

Wir haben in unserem Sonntagsblatt vom 11. November d. Js. eine Abbildung des neuen Rathhauses von Posen gebracht und fügen derselben hiermit eine Aufnahme des Treppenhauses an. Letzteres ist entschieden der architektonisch hervorragendste Theil des ganzen Gebäudes und macht auf den Beschauer einen wirklich großartigen Eindruck. Das Treppenhaus ist im



Style edler deutscher Renaissance gehalten; dem die Treppen hinaufsteigenden Besucher bietet sich durch die Loggien ein wundervoller Ausblick in den säulengeschmückten Bau dar. Die Wände sind mit stucco lustro in rosa Farben mit tiefrothen Pfeilern bekleidet; man hat sich für dieses Material, das auch in den beiden großen Sälen zur Anwendung gekommen ist, seiner Billigkeit wegen entschieden; außerdem bietet es noch den Vortheil, daß es sehr leicht zu verarbeiten ist. Innerhalb des Treppenhauses an den Friesen sind geschmackvolle Malereien angebracht, ebenso Nachbildungen alter Inschriften, die auf die Gründung der Stadt Posen und ihr verliehene Privilegien Bezug haben; wir nennen hiervon: Die älteste städtische Rathsliste aus dem Jahre 1280, ein Rechtsstatut von 1462, das Münzrecht 1410, die Urkunde betr. das der Stadt verliehene Magdeburgische Recht, die Urkunde über die preußische Besitznahme vom 25. März 1793 rc. rc. In den Ecken des Treppenhauses sind steinerne Köpfe angebracht, die sehr kunstvoll ausgeführt sind. Im Ganzen haben 14 Säulen im Treppenbau ihre Aufstellung gefunden; ein sehr schönes schmiedeeisernes Geländer führt in dem Hause empor. Die Stufen selbst sind aus Granitplatten gebildet, die Treppenabsätze mit Mosaikplatten belegt. Der eigenartigste und größte Effekt wird mit Hülfe des durch bemalte Glasscheiben hereinfallenden Tageslichts erzielt, das mit seinem bunten Schimmer den ganzen herrlichen Bau überfluthet. Gerade weil das äußere Gewand unseres neuen Stadthauses sehr einfach gehalten ist, ruft die reiche Architektur des Treppenhauses bei dem zum ersten Mal in den prächtigen Raum Eintretenden eine desto nachhaltigere Wirkung hervor und so wird das neue Heim unserer städtischen Verwaltung auch eine neue Sehenswürdigkeit unserer Vaterstadt bilden.

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.